

Vor dreizehn Jahren machte Doron Rabinovici auf sich aufmerksam, als er seinen ersten Roman, *Suche nach M.*, veröffentlichte. Schon damals ging es um Anti- und Philosemitismus, um die Konflikte innerhalb der jüdischen Gemeinden, um Tabus und Traumata der Schoa-Generation. Mittlerweile ist der Schriftsteller, Essayist und Historiker für seine Arbeiten vielfach ausgezeichnet worden. 1961 in Tel Aviv geboren, lebt er seit 1964 in Wien. Diese Schauplätze, Wien und Tel Aviv, sind auch in seinem neuen Roman prägend. Und auch sonst finden sich viele autobiografische Anklänge. Was in Israel richtig sei, könne in Österreich grundfalsch sein, ist die Annahme, die natürlich umgekehrt genauso gelte. In dem Roman „*Andernorts*“ macht sich Rabinovici auf die Suche nach Herkunft, Identität, Heimat und Zugehörigkeit. Es entwickelt sich ein Verwirrspiel in zehn Kapiteln.

„Heimat ist, wo einem fremder zumute ist als an jedem anderen Ort“, erklärt eine Kollegin der Hauptfigur und gibt damit das Thema dieses Romans vor. „*Andernorts*“ beschreibt die Sehnsucht nach der Sehnsucht, das nicht heimisch werden Können nach der Schoa, die Suche nach einem Zuhause. Im Zentrum steht der Kulturwissenschaftler Ethan Rosen. Er gilt als weltgewandt, entschlossen, kompromisslos. Ein Weltbürger, der verschiedene Sprachen sprechen und lesen kann, ein geschliffener Geist, der misstrauisch macht. „Aber es war kein freundliches Interesse für die Welt, das ihn trieb“, heißt es. „Seine Eingebungen und Ahnungen wurden von Angst gespeist. Ethans Misstrauen galt den Zivilisationen und Ideologien.“

Dieser radikale, rebellische Typ spricht vom „Fluch der Abstammung“, von verloren gegangenem Weltvertrauen, von der „Last von Geschichte und Herkunft“, von der Unmöglichkeit, an ein Glück zu glauben. Eine Generationenbedrückung, nach Auschwitz. Neben den resoluten Rosen stellt Doron Rabinovici einen Gegenspieler, Rudi Klausinger. Auch Klausinger ist Kulturwissenschaftler und zudem ein Rivale im Universitätsbetrieb. Er ist grundverschieden: blass und sehr anpassungsfähig, ohne eigenen Standpunkt, und manchmal voller Selbsthass. „Ja, er sei ein Bastard, ein Mischling“, gibt er zu. „Er sei für die Nichtjuden ein Jude und für die Juden ein Goj. Und er sei es gewohnt, sich einzuschmuggeln und einzugemeinden, in jede Kultur und jedes Land. Und wer meine, das höre mit der Kindheit auf, habe nichts begriffen.“

Klausinger ist seinem Rivalen Rosen aber zugleich sehr ähnlich. Auch er ist ruhelos. Denn er ist auf der Suche nach seinem leiblichen Vater. Und er kommt auch hierbei Rosen in die Quere. Sie begegnen sich am Krankenbett eines Überlebenden in Israel, sie glauben eine Weile, entsetzt der eine, beruhigt der andere, Halbbrüder zu sein, und am Ende haben beide einen Irrtum eingestehen. Zu dieser vordergründigen Rivalität kommen familiäre Verstrickungen und die Sprachlosigkeit zwischen den Generationen. Von verlorenen Träumen ist die Rede, vom Selbsthass der Davongekommenen, vom Spott über Orthodoxe und dem Respekt vor ihnen.

Verzweifelt wird nach einer Erklärung für Auschwitz gesucht, verzweifelt über die Ohnmacht von Zeitzeugen gesprochen und gefragt, was eigentlich wird, wenn demnächst niemand mehr Zeugnis ablegen kann vom Zivilisationsbruch. Und Nachgeborene wie Ethan Rosen fühlen so etwas wie Hassliebe zum „Gelobten Land“: „Ich bin erst kurz im Land, aber schon will ich wieder weg. Es ist wie eine Allergie. Kaum trete ich aus dem Flughafen, sehe die ganze Mischpoche, die versammelte Sippschaft, diesen Mischmasch aus Gott und Ghetto, aus Kitsch und Kischkes, sehe dazu diesen Apparat, für den die permanente Ausnahmesituation die einzige Normalität ist, die Sicherheitsleute, die Soldaten, fällt mir das Atmen schwer. Dann diese Hast, diese Anspannung, die jeden sofort in Beschlag nimmt. [...] Sie glauben sich im Absturz. Immerzu. [...] Nein, es herrscht nicht Konformismus, sondern Paranoia.“

„Was ist schon normal?“, heißt es einmal. „Der Wahnsinn ist bei uns doch längst schon die Regel.“ Diese Gebrochenheit, diesen Zwiespalt, diesen Sarkasmus und diese Wehmut malt Rabinovici mit seinen verschiedenen Figuren ganz lustvoll aus.

Doron Rabinovici hat ein verwickelteres, aber sehr perfektes Buch verfasst. Es ist wie aus einem Guss geschrieben, leicht und heiter ironisch, aber mit einem Tiefgang versehen, der den Leser schwindlig macht. Alle Gewissheiten werden aufgehoben in diesem furiosen Roman. Eine Tragödie biblischen Ausmaßes kündigt sich an. Doch am Ende rundet der Autor sie zu einem (beinahe) versöhnlichen Schluss und plädiert letztlich für einen „Zwischenraum“ zur Verständigung an jedem Ort, „wo ein Mensch auf den anderen trifft“.

Stefan Berkholz, Berlin